

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 3

Artikel: Jonas Truttmann. Viertes Kapitel
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661677>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XXXVI. Jahrgang

Zürich, 1. November 1932

Heft 3

Einer Toten.

Zum Allerseelen-Tag.

Wie fühl ich heute deine Macht,
Als ob sich deine Wimper schaffe
Vor mir auf diesem amelhellen Blatte
Um Mitternacht!
Dein Auge steht
Begierig mein entstehend Lied.

Dein Wesen neigt sich meinem zu,
Du biss's! Doch deine Lippen schweigen,
Und liesest du ein Wort, das zart und eigen,
Biss's wieder du,
Dein Herzblut.
Indes dein Staub im Grabe ruht.

Mir ist, wenn mich dein Atem streift,
Der ich erstarke an Kampf und Wunden,
Als seist in deinen stillen Grabesslunden
Auch du gereift
An Liebeskraft,
An Willen und an Leidenschaft.

Die Marmorurne setzten dir
Die Deinen — um dich zu vergessen,
Sie erbten, bauten, freiten unterdessen;
Du lebst in mir!
Wozu beweint?
Du lebst und fühlst mit mir vereint!

C. F. Meyer.

Jonas Truttmann.

Roman von Ernst Bahn.

Viertes Kapitel.

Der alte Landarzt, der Jonas hergebracht hatte, kam zu Besuch. Nicht etwa im Auftrag von Jonas' Leuten, sondern aus eigenem Antrieb, auch weil er es seinem Ansehen gegenüber den Stadtkollegen schuldig glaubte. Er setzte sich ans Bett des Knaben, der erst am Nachmittag wieder aufstehen sollte. „Ich kann dir keinen Gruß von daheim ausrichten,“ sagte er.

Jonas lag mausstill. Daß der Doktor keinen Gruß hatte, wunderte ihn nicht, aber als

er es sagte, stach es ihn, und er kam sich vor den übrigen im Saal Anwesenden herabgesetzt vor.

Der Doktor ließ sich von der Schwester Hedwig Jonas' ganze Leidensgeschichte erzählen.

Dieser hörte zu und mußte nicht, hörte zum soundsovielen Male, daß er eben nur noch ein halber Mensch sei, und der Groß packte ihn wieder. Was brauchten sie das immer zu wiederholen?

Am Ende hätte der Doktor gerne wissen wollen, wie er gehen könne. Er mußte sich also mit Hilfe der Schwester ankleiden und ihm an

den Kücken eine Vorstellung geben. Er hatte schon einige Übung. Auch störte ihn das Bein nicht mehr, das in der Luft hin- und herschwang. Er klapperte einmal die Halle hinauf und einmal zurück.

„Hände und Arme sind einmal noch gesund,“ bemerkte der Doktor. Er hatte gute, mitleidige Augen und wollte Jonas aufmuntern. Der aber hätte ums Leben nicht sprechen können.

„Und der Kopf meine ich auch,“ fügte der andere hinzu, indem er Schwester Hedwig anblieb.

„Gesund und gescheit schon, aber hart,“ antwortete diese.

Jonas wußte nicht, ob er wieder ins Bett oder holzsteif stehenbleiben sollte. Aber er begannet Bethlis Blick und sah das Weiche, Mitleidige, Liebvolle darin, das ihm öfter aufgefallen war, seit auch das Mädchen nicht mehr so durch eigene Schmerzen gequält war. Da ging es ihm, als ob die Sonne, die in die Scheiben der Glasveranda traf, ihm geradeswegs ins Herz schiene. Er hätte am liebsten das Mädchen dort bei der Hand genommen und wäre mit ihr aus dem Krankensaal ins Freie hinausgelaufen.

Der Doktor trat aber jetzt zu ihm, sagte, daß er nächstens einmal nach Bergseeon hinauf müsse, und fragte, ob er die Seinen grüßen solle.

„Wie Ihr wollt,“ antwortete Jonas; er hätte ums Leben nicht Ja sagen können.

Der Doktor warf der Schwester einenverständnisinnigen Blick zu, wechselte dann noch ein paar Worte mit ihr über ihre Tätigkeit und die anderen Kraniken. Dann verabschiedete er sich.

Jonas humpelte an Bethlis Bett.

„Draußen ist es schön,“ sagte er mit einer plötzlichen Sehnsucht. Über seinen Besuch verlor er kein Wort.

„Wir dürfen ja bald in den Garten hinab,“ tröstete das Mädchen.

Und wirklich in ein paar Tagen saßen die beiden Kinder auf einer Bank unter zwei mächtigen, blätterregnenden Linden. Es war noch sommerlich warm, obgleich es schon tief im Herbst war. Bethli war blaß, ihr Gesicht schmal, aber das blonde Haar rahmte es lieblich ein und hatte einen wundersamen, seidenen Glanz. Blaß war auch Jonas, blasser noch als

sonst, und er konnte nicht lange gehen, mußte sich immer gleich wieder in den Fahrstuhl legen, in dem man ihn hinausgeschoben hatte.

„Ich bin noch immer wie gebrochen,“ gestand er seiner Gefährtin.

Sie war zwei Jahre jünger als er, aber jetzt, da sie körperlich nicht mehr litt, nahm sie gleich die sorglich, mütterlich überlegene Art an, die im weiblichen Wesen liegt. Während sie ihm die Kissen zurechtrückte und etwa ein gelbes Blatt von seinen Knien wischte, das der regnende Baum darauf warf, betrachtete sie ihn mit verwunderten Augen. Er war nicht wie andere Kinder, Kinder aus der Stadt, die sie kannte. Waren die Bauern, die Bergleute alle so? fragte sie sich. Aber mit frühreifem Spürsinn erkannte sie, daß, wenn auch vielleicht seine Kratzborstigkeit und Unbeholfenheit, sein Mißtrauen gegen jeden, der an ihn herantrat, Eigentümlichkeiten seines Stammes sein mochten, die tiefe Empfindsamkeit und Reizbarkeit ihm allein in solchem Maße angehörten. Das Kind ahnte, daß, vielleicht aus frühester Jugend stammend, vielleicht ihm angeboren, ein grenzenloses Verlangen nach Liebe und Güte in diesem Menschen war, das nicht nur nicht erfüllt, sondern durch unglückliche Umstände immer mit dem Gegenteil beantwortet worden. —

Bethli wurde manchmal ganz angst bei der Seltsamkeit ihres Krankenhauskameraden. Dies besondere mußte sie immer wieder nach seinen Augen sehen, die von kastanienbrauner Farbe waren, doch von einer fast schmerzlichen Dunkelheit schienen, weil die Haut der Wangen und Stirn so weiß war. Auch waren diese Augen wachbar wie nach allen Seiten springende Hündlein. Sah Jonas von ferne die Schwester Hedwig auftauchen, so gewann sein Blick eine unruhige Schärfe, als müßte er vor der, die da kam, auf der Hut sein. Und wenn im Saal der wilde Heini, der noch immer zu Bett lag, irgend etwas sagte, was er glaubte nur von fern auf sich beziehen zu können, so flackerte es in den dunklen Pupillen: man spürte förmlich, daß es der Widerschein einer wilden seelischen Erregung war. Bethli konnte dem Kameraden in seiner Abneigung gegen die beiden nicht folgen, so sehr sie anfänglich ebenso gegen die Pflegerin eingenommen gewesen. Ihre weibliche Natur war versöhnlicher, auch erkannte sie doch wohl die Tüchtigkeit und das hinter sprödschroffer Art sich bergende Wohlmeinen der Schwester.

ster. Im Garten sagte sie zu Jonas: „Weißt, ich meine, wir sollten der Pflegerin doch den bösen Namen nicht mehr geben, sie tut so viel für uns.“

„Als ob sie nicht dazu da wäre,“ antwortete er und fügte hinzu: „Sollte sie uns denn zu Leid leben?“

„Du kannst sie nicht leiden,“ sagte Bethli verzagt.

„Nein,“ gestand er langsam und als blicke er in sich selbst hinab: „Nein!“

Es war mit einem aus allen Tiefen geholten Ernst gesprochen.

Bethli schwieg.

Jonas hatte ein Gefühl, als ob ihm etwas Bitteres auf der Zunge liege. Das Wort „Krüppel“ war ihm im Sinne. Ganz tief im Herzen saß es ihm, während ihm die Stimme der Schwester in den Ohren klang, die es gesprochen hatte. Es würgte und drückte ihn wie ein Stein und war ihm, als habe die Pflegerin ihm den auf die Brust gewälzt, er hätte ihr dafür an die Kehle fahren mögen.

Da legte Bethli eine ihrer schmalen Hände auf seine geballte Faust. Sie sprach dazu nicht, aber die Berührung beruhigte ihn. Er sah die Kameradin an, voll Misstrauen noch, aber das Verlangen nach einem anderen Menschen zündete freier aus seinem Blick.

Und Bethli fand wieder das rechte Wort, das von ganz anderem handelte: „Schau doch, wie die Blätter zarte und vielartige Farben haben.“

Sie stand auf und sammelte gefallenes Laub, es zum Strauß ordnend.

„Der Herbst ist wie ein Brand,“ sagte Jonas. „Das da — die Blätter und das Gras und die Wiesen und erst die hohen Berglehnen, das sieht alles aus, als ob Feuer darübergefahren wäre.“

Und nach einer Weile fragte er: „Bist du auch schon in den Bergen gewesen?“

Bethli verneinte.

Da hob er sich aus seinem Wagen und setzte sich neben sie. Er hatte sicher selber nie gewußt, daß er so viel gesehen hatte, aber in seiner Erinnerung gewann das Bild seiner Heimat eine ungeheure Deutlichkeit und Schärfe. „Weißt, da sind die Alpen ganz rot, und aus den dunklen Tannenwäldern scheinen die Lärchen gelb und die Haselnussstauden braundunkel und die Vogelbeeren ganz frisch blutrot heraus. Die Berge haben haarscharfe Ränder und heben sich

aus dem Himmel heraus, als schwölle die Felsen an. Dann kommt der Abend und überstreut alles mit seiner Lühe. Das kannst du hier unten nicht erleben, das muß man gesehen haben; die Erde und der Himmel brennen wie von innen heraus.“

Während er so sprach, flog sein Gesicht eine heiße Röte an.

Wieder dachte Bethli, daß er nicht sei wie die anderen Kinder, die sie kannte, so viel schwächer und gebrechlicher und doch so viel heißer, als wäre alle fehlende Körperkraft bei ihm in Gefühl umgesetzt.

„Du mußt einmal in den Ferien zu mir nach Bergseon hinauf kommen,“ lud er sie ein. Es war noch im Taumel der begeisterten Erregung gesagt, die ihn ergriffen hatte.

Bethli machte ein ungläubiges Gesicht; sie konnte sich nicht recht vorstellen, wie das zu machen wäre.

Er beeilte sich zu erläutern: „Es kommen viele Stadtfinder in unsere Berge.“ Aber während er es sagte, waren ihm schon auch Zweifel aufgetaucht. Wie sollte das mit Bethlis Besuch gehen? Die Mutter jedenfalls, dachte er großlend, würde keinen wildfremden Menschen ins Haus nehmen!

Sie berieten indessen die Sache nicht weiter, sondern wandten sich einem Buche zu, aus dem Bethli seit einiger Zeit vorzulesen pflegte. Es war eine Schweizergeschichte. Sie gehörte in die Spitalbibliothek, aber seit sie in die Hände der beiden Kinder gelangt war, gaben sie sie nicht mehr heraus, und in friedlichem Übereinkommen nahm sie heute Bethli und morgen Jonas mit ins Bett, wenn ihre Aufstehzeit vorüber war. Bethli hatte schon immer gern gelesen. Jonas aber, der von der Bergschule her nicht eben ein Lesekünstler war, hatte zuerst einige Mühe im Genüß gehabt, bald indessen nahmen ihn das Stoffliche des Buches, die Berichte vom Entstehen der alten Eidgenossenschaft, die großen historischen Ereignisse, die sich in seiner engsten Heimat abgespielt, so gefangen, daß er um ihretwillen sich die mangelnde Technik des Lesens zu eigen mache und mit Leidenschaft sich von da an für alle Seiten den Büchern verschrieb.

Wenn Bethli vorlas, nahmen die beiden Kinder manchmal unwillkürlich eines des anderen Hand. Weiß der Himmel, wie sie dazugekommen waren. Die Teilnahme am Buche ver-

band sie nahe, aber es zog sie auch etwas mehr körperliches zueinander; bei Bethli war es ein halb aus Mitleid, halb aus fremder Neugier gemischtes Empfinden, bei Jonas eine unendlich scheue, andachtvolle, unbewußte Bewunderung für das sanfte, liebevolle Mädchen, das sich aus der so wehleidig gewesenen Kranken heraus schälte. Sie wuchsen in diesen Tagen der BettNachbarschaft, des gemeinsamen Besens und An-die-Luft-Gehens so eng zusammen, daß selbst Bethli, die sonst ein Mutterkind war und sich fortwährend auf Besuch von daheim freute, ihrer Nächsten ein wenig vergaß und anfing, erstaunt, ja manchmal ein wenig betreten zu sein, wenn irgendein Gast sie für ein Stündlein von Jonas fortnahm. Dieser vollends hatte zwar dann und wann, wenn er vielleicht aus einem Fenster heraus die Berge leuchten sah, noch einen Drang nach der Heimat, aber die eigenen Leute, Mutter und Geschwister, ließ er völlig aus seinen Gedanken fallen und lebte seine Zeit, als ob er das Spital überhaupt nie mehr verlassen sollte.

Darüber kam die Stunde, zu der Bethli angekündigt wurde, daß sie wieder nach Hause dürfe. Ihr Vater, ein Handwerkermeister, ein einfacher, ernster Mann, besuchte sie, während sie noch zu Bett lag, und teilte ihr mit: „Über acht Tage darfst du heimkommen.“

„Ach?“ sagte Bethli, und das Blut schoss ihr vor jäher Freude zu Kopf. „Wie herrlich!“ fügte sie hinzu.

Aber plötzlich begegnete sie Jonas' großen, erschreckten Augen, und ihre Freude wurde lahm, ihre vorherige Gesprächigkeit machte einer erschreckten Wortkargheit Platz.

Dem Vater fiel das auf, und er bemerkte zu Schwester Hedwig: „Das Mädchen hat es hier wohl so gut gehabt, daß es am liebsten hier bleiben würde.“

Bethli wollte das nicht gelten lassen, aber ihr Herz war geteilt, und sie hätte ums Leben nicht sagen können, daß sie gerne heim ginge, weil sie fühlte, daß es Jonas weh tun würde.

Als der Vater unter Scherzen von ihr Abschied nahm und sich wieder entfernte, legte sie sich langsam in die Kissen zurück. Ebenso langsam drehte sie sich Jonas' Bett wieder zu.

Er lag wie gewöhnlich mit dem Gesicht nach dem ihren gewendet. Eine Weile blinzelten sie einander zu. Die Schwester war noch in der Nähe, und sie wagten nicht zu sprechen. Als

aber auch diese hinausging, brach Jonas die Stille: „Fort gehst du?“ fragte er zornig und kurz.

„Ja, eben,“ antwortete Bethli.

Weiter kamen sie nicht. Ihre Augen trafen einander, wichen sich wieder aus und suchten sich wieder. Ihre Herzen klopften und taten weh. Jonas empfand einen bitteren Gross gegen Bethlis Vater. Warum war der gekommen? Warum hatte er sie nicht in Ruhe gelassen? Und wieder quoll das Gefühl heiß in ihm auf, daß ihm alles schief gehe. Er biß die Zähne zusammen. Er zitterte. Und als der wilde Heini drüben in seinem Bett eine kleine Mundharmonika, die er geschenkt bekommen, ansetzte und halb unter der Decke ganz leise zu orgeln begann, schoß Jonas auf und schrie hinüber: „Hör auf, du! Weißt du nicht, daß das verboten ist!“

Er sah wohl, daß alle ob seiner Heftigkeit erstaunt waren, und er zürnte auch ihnen und ballte unter der Decke die Fäuste.

Plötzlich tönte Bethlis sanfte Stimme: „Es ist ja noch acht Tage. Und nachher besuche ich dich jeden Sonntag.“

Diese Worte, vielleicht auch die Stimme beruhigten ihn. Wehmütig schaute er das Mädchen an. „Ewig werde ich auch nicht dableiben,“ sagte er; der Gedanke an seine Heimkehr war ihm furchtbar.

Das wurden nun seltsame acht Tage.

Die beiden Kinder vergaßen die ganze Umgebung und lebten nur noch füreinander. Dabei war Bethli mehr die Gezogene, halb durch Jonas' stärkeren Willen, halb durch ihr neugieriges Mitleid zu ihm Gedrängte, während dieser sie mit einer eifersüchtigen Beflissenheit für sich allein in Anspruch nahm. Schon am frühen Morgen nahm er sie in Besitz, indem er von dem zu sprechen begann, was sie nachher beginnen wollten. Und kaum trat Bethli hinter der spanischen Wand hervor, die während des Unkleidens zwischen die Betten gerückt wurde, so hatte er sie schon an der Hand, um bei schlechtem Wetter mit ihr an den Spieltisch in der Glashalle oder bei Sonnenschein ins Freie zu gehen.

Heini, der inzwischen ebenfalls die Erlaubnis erhalten hatte, aufzustehen, stellte sich einmal zwischen sie, mehr um ihn zu reizen oder vor den anderen Kindern zu hänseln, als weil er ihm



D. Soltau: Friedhofeingang.

die Kameradschaft neidete: „Wir wollen dich auch einmal haben, Bethli,” sagte er.

Er war viel stärker und größer als Jonas, und seine hübsche, freche, kleine Nase stand keck in die Luft.

Jonas errötete so tief, daß man sein Milchsuppengesicht kaum wieder erkannte, und sich auf die eine Krücke stützend, erhob er die andere im wilden Schwung zum Schlag.

„Jesus,” stammelte Bethli.

Heini wisch zurück.

Die Schwester aber kam gerade noch recht, um Jonas mit seinem hocherhobenen Holze zu sehen. Sie trat heran und faßte die Krücke. Mit schweigender Strenge führte sie den Knaben beiseite. „Ich werde dem Professor sagen, daß er dich heimschicken soll. So jähzornige Menschen können wir hier nicht brauchen.“

Jonas sprach kein Wort. Er saß in sich zusammengedrückt am Tisch, an den sie ihn geführt, und starnte auf die Platte. Seine Ohnmacht steigerte den Gross, der in ihm war, wiederum zum Hass, Hass nicht nur gegen Heini, sondern auch gegen Schwester Hedwig, den Professor, gegen alles, was um ihn war.

Erst als Bethli neben ihn rückte und still das geöffnete Buch vor ihn hinschob, in dem sie gemeinsam zu lesen pflegten, löste sich langsam das Harte, Starre, Schmerzvolle in ihm. Nach einer Weile faßte er Bethlis Hand. Sie spürte seine Finger, die sich immer fester um die ihren legten, und sie fühlte, daß ein Zittern und Fliegen in ihnen war, daß seinen ganzen Körper zu durchfließen schien.

„Du mußt nicht so aufbrausen,“ flüsterte sie ihm zu.

Er tat ihr die Augen auf, und sie sah, daß Tränen darin glitzerten, aber keine fiel auf das Buch.

Sie lasen still. Dann framte Bethli ein Stückchen Schokolade, das sie geschenkt bekommen, aus der Tasche und legte es vor Jonas hin.

Er nahm es ohne Dank, aß es und las scheinbar eifrig weiter. Seine Gedanken waren aber nicht bei dem Buche: denn als wieder eine Viertelstunde vergangen war, flüsterte er dem Mädchen zu: „Ich schicke dir dann einmal Edelweiß, wenn ich wieder daheim bin. Die hat man gern bei euch, und bei uns in den Alpen gibt es viele.“

So hatte der Gedanke ihn bedrängt, daß er nichts wiederzusagen hatte.

In Worten und Taten lebten sie einander weiter zu Gefallen. Wie eine kleine Mutter reichte Bethli Jonas die Krücken, wenn er aufstand, oder zupfte ihm den Schal zurecht, den man ihm in Ermangelung eines Mantels umband, wenn sie ins Freie gingen. Er aber sagte etwa: „Wenn ich einmal groß bin und eigene Wirtschaft habe, will ich dir Butter in die Stadt schaffen, die hier so teuer ist,“ oder strich nur ganz scheu und selbstvergessen mit der Hand über Bethlis Schulter, sie rasch zurückziehend, wenn sie etwa aufblickte. Sie waren wie Geschwister oder mehr noch wie zwei Wesen, die durch ein unverstandenes, tiefinnerstes Wunder einander verbunden sind.

Und doch war ihr Abschied nach Ablauf der acht Tage ein trockener, äußerlich fast gleichgültiger. Bethlis Vater kam, sie abzuholen. Er sprach mit der Schwester und bedankte sich bei ihr, während diese Bethli sich bei ihren kleinen Spitalbekanntschaften verabschieden hieß.

Bethli reichte Heini und ein paar anderen Kindern die Hand und trat dann zu Jonas. „Ade,“ sagte sie, auch ihm die Hand hinstreckend.

„Ade,“ antwortete er kurz, fast knurrend.

Während sie dann mit dem Vater den Saal verließ, humpelte er hinter ihnen her. Fast unbewußt folgte er ihnen bis zur Tür. Lange nachher erinnerte er sich noch, wie Bethlis blondes, glänzendes Haar, gerade ehe sie im Nebensaal verschwunden war, unter der Tür noch einmal aufgeleuchtet hatte, weil ihr Kopf in einen Sonnenstreifen getaucht war, der quer über die Tür lief.

Heini hustete anzuglich, als Jonas auf dem Rückweg an ihm vorüberging. Aber diesmal hörte dieser nicht darauf. Er war wie vor den Kopf geschlagen. Er sah kaum mehr, daß andere Menschen mit ihm im Zimmer waren, sah die Wände nicht und die Betten. Es war ihm alles grau. Er war froh, als er sich zu Bett legen und die Augen zutun durfte. Er konnte aber lange nicht einschlafen; denn es war ihm auf einmal, als ob er in einem ganz fremden Raum sei, und zum erstenmal empfand er Heimweh, nicht ein bestimmtes, etwa nach der Mutter gehendes, sondern mehr ein Sichfortwünschen, eine Sehnsucht nach der Stille, wie sie oben in den Bergen war.

Er schloß sich an keines der übrigen Kinder

mehr an. Gleich am nächsten Morgen schon nahm er sich Bücher zu einzigen Gefährten. Ganz körperlich flammerte er sich an sie an, indem er solch einen Band mit seinen Fingern hart fasste, nicht rechts noch links schaute und sich damit in eine Ecke setzte. Während des Le-sens hörte und sah er nichts mehr. Aber er nahm aus diesen Büchern, Sagen, Historien und Schilderungen mancherlei Art, vieles in sich auf, was ihm für sein späteres Leben nützlich war und anfing, Grund zu einer Bildung zu legen, die über das Maß der Leuten seines Standes sonst eigenen hinausging.

Zweimal noch besuchte ihn Bethli. Sie suchte sich zwei schöne Tage des schönen Spätherbstes aus. So konnten sie beide Male sich noch im Garten ergehen. Sie gingen auf und ab auf einem stillen Weg, den die alten großen Linden noch immer mit Fallaub bestreuten. Weg und Laub waren ein wenig feucht, aber die Sonne schien und vergoldete alles.

Wo der Himmel sichtbar war, blitzte er nah und tiefblau, aber ohne den schmerzenden Glanz, den er im Sommer hatte. Jonas war kräftiger und hatte besser gehen gelernt. Er wurde nicht so rasch müde, obwohl sein Körper

wie ein Baum im Sturm mühsam auf und nieder schwankte.

Bethli war gern zu ihm gekommen. Ein wenig war sie freilich von ihm abgelenkt durch ihr Wiedereinleben daheim, durch neue Interessen, die ihr dieses gebracht, durch das freundliche Genügen, das sie im gemütlich friedlichen Kreise der Thrigen gefunden. Aber das Mitleid übermannte sie wieder, als sie ihn so neben sich einherhinken sah. Auch mußte sie manchmal mit Staunen in sein bleiches Gesicht und die dunklen Augen sehen oder aufhorchen, wenn er Dinge sagte, wie: „Seit du fort bist, ist es hier wie in einem Buchthaus,” oder: „Wenn ihre Blicke Dornen wären, hätten mich die da neben mir im Schlafsaal längst erstochen.“

Das Misstrauen gegen alle Menschen, von dem er erfüllt war, der Hang zur Einsamkeit, der ihn immer stärker befiel, erschreckten sie, während zugleich ein leiser Stolz sich in ihr regte, daß er gerade für sie Vertrauen und Zuneigung empfand.

Er erzählte ihr, was er gelesen und wie er jetzt oft heimdenke und sich frage, wie er dort wieder zu Büchern kommen könne. Dabei fühlte sie, daß seine ganze Gestalt von einer freudigen



Norcia. Kleiner Friedhof bei Torte.

Erregung über ihr Dasein und einer Furcht, daß sie bald wieder gehe, hegte.

Er sagte: „Ich habe geglaubt, du kommst nicht mehr.“

Und dann wieder: „Nun bist du schon eine halbe Stunde da.“

Und endlich: „Gest, du gehst nicht schon wieder?“

Insbesondere bei ihrem zweiten Besuch, der zwei Tage vor das große Ereignis seiner eigenen Entlassung aus dem Spital fiel, hatte er keinen Augenblick Ruhe. Unablässig schritt er mit ihr auf und ab. Das Laub raschelte unter ihren Füßen, und manchmal warf er mit der Kücke in heftigem Schwung einen Schuß von Blättern auf.

Einmal übers andere fragte er: „Kommst du einmal nach Bergseeon?“

Er hatte es sich zurechtgelegt, daß sie einmal auf einem Schulausflug dort vorüberkommen könnte, und klammerte sich an diesen Gedanken.

Bethli wünschte ebenfalls, ihn wiederzusehen, aber ihr schien die Wahrscheinlichkeit des Wiederzusammentreffens viel geringer.

Sie schenkte ihm aber ein kleines Bändchen Erzählungen, das sie in der Schule zu Weihnachten bekommen hatte.

Und als sie endlich Abschied nahmen, standen sie ohne Zeugen lange Hand in Hand, sagten ein paarmal: „Ade! Bleib gesund!“ und kamen erst voneinander los, als Schwester Hedwig in der Ferne sichtbar wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Friedhof.

Verlassen liegt der Friedhof da
Im satten Sommergrün,
Auf den Gräbern die Rosen
In üppiger Pracht erglühn.

Gespielen, brautweiß angestan,
Begießen Gruft um Gruft,
Sie schlürfen unbekümmert
Den schwülen Gräberduft.

Und Verchen ohne Unterlaß
Wirbeln empor aus dem Feld.
Von ihren schmetternden Liedern
Erzittert das Himmelszelt.

Alt Mütterchen sitzt vor dem Totenhaus
Inmitten der Friedhofsruh,
Im Schoß die betenden Hände,
Die Augen sielen ihr zu.

Draußen um den Gitterzaun
Flutet das Sommerland,
Gräserwellen spielen
Hinüber zum Waldesrand.

Albert Fischli.

Ile de Beauté.

Von Alfred Gräber.

Vor etwa fünf Jahren lasen wir, daß es endlich gelungen sei, Romanetti, den letzten Banditen Korsikas zu stellen und zu töten. Wir konnten uns mit Recht fragen, ob mit ihm wirklich der letzte Rächer und Anhänger der Vendetta gefallen sei. Die Ereignisse des letzten Jahres gaben unsren Zweifeln Recht, denn wiederum mußte die französische Regierung eine Säuberungsaktion großen Stils einleiten, ob mit gänzlichem Erfolg, darüber ließe sich streiten. Romanetti hatte mehr noch als seine Nachfolger einen legendären Ruf. Er war ein ehrenhafter Bandit, gut zu den Armen, Heimatlosen und Bedrückten, ein Auflehner gegen jede gesetzliche Hemmung. Ein Mann, in dessen Kopf unaus-

löslich eingegraben war, daß ihm Unrecht geschehen sei, und der sich auf seine Weise nunmehr sein Recht suchte. Er wird von Michael Kohlhaas, dem großen Vorbild aller Gesetzlosen, nie gehört haben und ist doch mit ihm blutsverwandt gewesen.

Lassen wir uns aber durch die Leute, die sich der Vendetta verschrieben haben, nicht hindern, Korsika, dieses Kleinod unter den Inseln des Mittelmeeres zu besuchen. Denn die Blutrache ist eine interne Angelegenheit der Korsen, die wenig mit Raub und Überfall zu tun hat. Der Bandit wird den Fremden in Ruhe lassen.

Nur zehn Stunden Dampferfahrt liegt die Ile de Beauté vom europäischen Festland ent-